

Mitteilungen

Im folgenden veröffentlichen wir ausnahmsweise das zum Manuskript des Beitrags von H. Esser (ZfS 20, Heft 2, S. 153–166) erstellte Fachgutachten, da es als eine spontane autopoietische Hervorbringung des Manuskripts durchaus selbst zu der entstandenen kontroversen Fachdiskussion um den Doppelpaß beitragen kann.

Gutachterliche Stellungnahme zum Manuskript 8/91: „Der Doppelpaß als soziales System“

Zwei Bemerkungen vorweg: 1. Das ungewöhnlich dicht geschriebene Manuskript verdient es, veröffentlicht zu werden. 2. Der theoretische Universalitätsanspruch, den man früher bei der Hermeneutik vermutete (Habermas) und den der Verfasser nun ganz selbstverständlich für die Systemtheorie erhebt, kann letztlich nicht ganz eingelöst werden: Einige Unschärfen schleichen sich in die ansonsten analytische Stringenz, faszinierende Argumentation und hin- bis mitreißende Sprachkomposition des Artikels ein. Meine Stellungnahme muß daher etwas länger als sonst ausfallen. Ich bin aber sicher, daß der Verfasser einige der Kritikpunkte als Überarbeitungshinweise verstehen und dankbar akzeptieren wird.

Anders als die zunehmend größer werdende Schar systemtheoretischer Amateure beherrscht der Verfasser Theorie und Begrifflichkeit, kurz: sein Metier. **Hier** liegen die Schwächen nicht, wenn auch in der Argumentation hin und wieder eine etwas unheimliche Ehe, besser: ménage à trois, zwischen System- und Evolutionstheorie einerseits und der rational choice Axiomatik andererseits geschlossen wird (so beispielhaft S. 15 „Alles weitere ist dann nur noch eine Frage der Selektion dessen, was sich bewährt und was für weiteres verwendbar ist.“).

Wie (fast) immer bei systemtheoretischen Analysen kommt – was sonst? – die Empirie nicht zu ihrem Recht. Dabei hat der Autor, anders als es in diesem Paradigma die Regel ist, offenkundig eine ungewöhnlich genaue Kenntnis des empirischen Feldes, über das er schreibt. Es scheint, als kenne er das Phänomen des Doppelpasses nicht nur von außen, sondern als habe er vielmehr am Feld partizipiert: als sei er „da gewesen“ (Malinowski). Umso überraschter stellt der Leser dann aber eine Hemdsärmeligkeit im Umgang mit der Empirie fest, die so gar nicht zur Akribie der theoretischen Argumentation passen will: bei den „Ethno-Kickern“ (S. 24) wird Souleyman Sane (Wattenscheid

09) nicht erwähnt, Roger Milla (Kamerun, und bei Schalke im Gespräch) gänzlich vergessen – Ethnozentrismus? Daß der Verfasser (Verfasserin?) den Kosenamen „Lulu“ Nolden „feministisch verankert“ (S. 23), ergibt sich aus einer verengten Perspektive. Man (frau) übersieht eine für das Rhein-Ruhrgebiet – aber auch für den Rhein-Main-Raum – typische regionale Sprachvarietät: die für Kosenamen übliche Verdoppelung der Anfangsbuchstaben von Vornamen, hier von Ludwig oder sonst von Dietrich (Didi Hegen, Didi Thureau).

Handelt es sich bei diesen Fällen lediglich um Nachlässigkeiten, so verschenkt der Autor an anderer Stelle die Chance zu einer tieferehenden Interpretation. Wenn er dem Alltagsverstand der sechziger Jahre unterstellt, dieser sei bei der Kennzeichnung von Spielerpersönlichkeiten „noch stark von mimetischen Elementen eines amorphen Einsseins (des Spielers) mit der belebten Natur“ ausgegangen, Beispiel etwa: „Ente“ Lippens (S. 23), so übersieht er, daß es sich bei dieser Bezeichnung um einen alltagssprachlich ausformulierten Typus (Konstruktion erster Ordnung – A. Schütz) handelt. Mehr noch: hier wird vorbegrifflich-metaphorisch jener anthropomorphe (nicht: „amorphe“!) homunculus (wiederum A. Schütz) sprachlich gefaßt, der auf dem Feld realiter jedem – auch dem alltäglichen Zuschauer – in plastischer Weise die System-Umwelt-Penetration vor Augen führt. Im Gang (Lauf) von „Ente“ Lippens ebenso wie in der Zwergwüchsigkeit von Häbler und Littbarski (Diminutiv: „Litti“) – Spielern, die dem Spielgerät ganzheitlich entgegenwachsen, während Lippens sich nur partiell assimiliert – zeigen die Phänomene unmittelbar an sich, was die Theorie ihnen später kategorial attestiert.

Mehrfach verläßt der Verfasser – dankenswerterweise – die Theoriesprache und läßt statt ihrer die Sprache des Falles zu Worte kommen („Gib' mich die Kirsche!“ – S. 20). Die feinnervige, fast herme-

neutische Analytik dieser Texte könnte allerdings, so glaube ich, theoretisch noch weiter vorangetrieben werden. Denn, was für die Systemtheorie allgemein und für den „Doppelpaß als soziales System“ im besonderen gilt, – „Die selbstreferentielle und selbsttragende Architektonik“ (S. 2) – findet auch in der Alltagssprachlichen Selbstthematization des Feldes seine Entsprechung. Herbergers (des „Chefs“ – F. Walter) pragmatische Maximen – „Der Ball ist rund“ (vgl. „Das Sein ist eine Kugel“ – Parmenides); „Ein Spiel dauert neunzig Minuten“, „Nach dem Spiel ist vor dem Spiel“ etc. – wiederholen in pointierten Sätzen, was die Akteure Szepan und Kuzorra schon zuvor mit dem „Schalker Kreisel“ in ein Handlungssystem transformierten und was endlich auf seiner höchsten Stufe der systemtheoretische Geist „an und für sich“ (Hegel) auf den Begriff bringt. Ja, man könnte soweit gehen zu behaupten, die Systemtheorie sei der zur Sprache gebrachte Schalker Kreisel: das Sprachspiel (Wittgenstein) zum Ballspiel.

Brillant herausgearbeitet und ausformuliert ist das „Unmöglichkeitstheorem“ (S. 17). Es ist zugleich Beleg und Ausdruck perennierend prozessierter Zirkularität. Dennoch erlaube ich mir dazu zwei Fragen: 1) Müßte es auf Seite 16 und 17 nicht eher „Aperientia“ statt „Aperigraphie“ heißen? 2) Zu der Aussage (S. 17) „ebensowenig wie Doppelpässe können auch systemtheoretische Analysen nicht mißlingen“ (Hervorhebung H.-G. S.): Ist die doppelte Verneinung tatsächlich beabsichtigt? Wenn ja, so gäbe es auch das – wie anders? – Sinn!

Auffällig sind ganz allgemein die verschiedenen Weisen, in denen sich der Verfasser der Sprache zuwendet. Seine Stärke liegt unübersehbar im Hantieren und Operieren mit Theorieelementen, in der Verbindung des scheinbar oder auch tatsächlich nicht Zusammengehörigen, in der Fähigkeit zur Schaffung von Anschlußfähigkeit. Die Interpretation von ‚natürlichen Daten‘ dagegen, von Texten aus den alltäglichen Werkstätten der sozialen Welt gerät ihm – bei aller Feinfühligkeit – unbefriedigend vordergründig. Es ist sicher keine falsche, wohl auch theoriegeleitete, aber dennoch sehr oberflächliche und weder erfahrungs- noch theoriegesättigte Deutung, wenn er den ‚Ehrentitel‘ Stan Libudas („Flankengott vom Kohlenpott“, S. 13) lediglich in Zusammenhang bringt mit „Glanzstück-Versionen einer übertriebenen – und längst überholten – Subjektivität [...] und Territorialität“ (S. 13).

Sind es Vorsicht und Bescheidenheit – Qualitäten, die man bei systemtheoretischen Denkern zurecht

nicht erwarten wird – oder Scheu, gar Ehrfurcht vor den letzten Systemgrenzen: vor der Transzendenz, dem Numinosen (R. Otto), das die endgültige, die kosmologische Dimension (Voegelin) der System-Umwelt-Differenz, wenn nicht in den Blick bringt, so doch ahnen läßt? Gerade hier aber ist Scheu fehl am Platz: Hier darf und wird Systemtheorie sich nicht verweigern, denn gerade hier müssen die entscheidenden Sinnfragen durch Kommunikation in – nun metaphysisch fundierter – Selbstreferenz prozessiert und selektiv beantwortet werden! Wie und wo anders ließe sich das Mysterium der Autopoiesis, die Trinität der „Differenz von Identität und Differenz“ (S. 6) – Derrida würde hier gebieterisch die Differenz im Differenten einfordern und zeichenhaft sichtbar machen: im Deutschen vielleicht ‚Differenz‘ versus ‚Differens‘ – grundlegender diskutieren?

Daß dem Verfasser entgeht, was die Sprache des Feldes so sichtbar anzeigt, und was doch ganz zweifellos dem sensiblen Intellekt eines Helmut Rahn oder dem sprichwörtlichen Mystizismus des späten Horst Szymaniak erschlossen war, ist nur schwer zu begreifen. Dabei verweisen die Symbolketten auf sich selbst und zugleich auf die metaphysische Dimension, die sie trägt: Stan Libuda, „der Flankengott vom Kohlenpott“, ist jener lokale Gott, von dem die Volksfrömmigkeit der Region zu sagen wußte, niemand ‚komme an Jesus vorbei, außer ihm, Libuda‘. Aber auch neben und vor ihm hatte es andere Gottheiten gegeben, denen die finalen Züge des Doppelpasses anvertraut wurden: „Toni, unser Fußballgott!“ – H. Zimmermann (1954) angesichts des auch im Artikel erwähnten, aber nicht **gedeuteten** „Wunders(!) von Bern“. Augenfällig akzentuiert darüberhinaus die Symbolik der Alltagssprache die Differenz im scheinbar Indifferenten – die selbstreferentielle Opposition des ‚Sacrum‘ in ihm selbst –, wenn Detlef Pirsig (MSV Duisburg) janusköpfig-luziferisch „der Killer mit dem Engelsgesicht“ genannt wird.

Man mag es dem Verfasser noch nachsehen, wenn er in allzu enger, rein netzwerktheoretischer Perspektive verkennt, daß es beim krönenden Abschluß einer Doppelpaßsequenz nicht darum geht, den Ball „ins Netz(!) zu schieben“, sondern vielmehr darum, diesen über den signifikanten Limes, die Torlinie, zu prozessieren: über das Signum der Differenz zwischen dem Feld und seiner Umwelt. – Unverzeihlich aber ist, daß dem Autor jene existenzielle Leitdifferenz zwischen dem Heiligen und dem Profanen entgeht, die – wie Trainer Helmut

Schulte meditativ für sich erschloß – exemplarisch auch seinen eigenen Verein, FC St.(!) Pauli, charakterisiert.

Systemtheorie als real existierende Autopoiesis, die – endlich! – nur noch Antworten, aber keine Fragen mehr kennt, gerät so durch die interpretatorische Leichtfertigkeit des Verfassers zwangsläufig ganz unnötig in den Verdacht, mehr zu versprechen, als sie halten kann. Sicher, dem System selbst, das ja keine Akteure, geschweige denn Subjekte (epistemische oder lebende) kennt – was unbedarfte Kritiker zu der Frage verleitet hat, ob es denn überhaupt systemtheoretische Denker gäbe oder geben müsse, wenn doch ‚Es‘ oder sie (die Theorie) von sich aus dächten – Systemtheorie also ist diese Oberflächlichkeit nicht vorzuwerfen: sie wird diese Untiefe in selbstreferentiellem Kontrolldurchlauf in souveräner Kompetenzkompetenz ausmerzen bzw. selektiv prozessieren. Dennoch verleiht die individuelle Schwäche des Verfassers dem Artikel manchmal (glücklicherweise sehr selten) einen etwas schalen Geschmack.

Dies ist umso bedauerlicher, als der Autor sonst mit äußerster intellektueller Schärfe und Konse-

quenz die gegenwärtige Soziologie, jenes typische Produkt der Risikogesellschaft, bis in den letzten Winkel durchleuchtet und dabei weit über den noch unzulässig subjektzentrierten, methodischen Zweifel des Cartesius („cogito“ bzw. „dubito, (ergo) sum“) hinausgeht. Die im theoretischen Doppelpaß scheinbar so leichtfüßig angespielte „– äußerst unwahrscheinliche und kaum auszudenkende – Hypothese [...], daß auch Autopoiesis – und damit: Systemtheorie nicht unbedingt sein muß“ (S. 20) gründet in Wahrheit auf einem Existenzial (Heidegger). Sie reißt den Schleier des Scheins vom Denken im Uneigentlichen und entbirgt jene auch die Theorie selbst betreffende, letzte und grundlegende Frage, „Warum Sein ist und nicht vielmehr Nichts?“ (Heidegger).

Ausschließlich Systemtheorie weiß darauf die Antwort: Sie prozessiert mit Hilfe der existenzialen Fundamentaldifferenz zwischen „dem möglichen Ganzsein des Daseins“ einerseits und dem „Sein zum Tode“ (Heidegger) andererseits – endlich! – „das alltägliche Sein zum Ende“ (Sein und Zeit, § 52). Dieses Ende ist ihr Anfang.

Horst-Grubesch Scheler

Die Arbeitsbibliothek von Alfred Schütz im Sozialwissenschaftlichen Archiv Konstanz

Das Sozialwissenschaftliche Archiv Konstanz hat mit Hilfe der Deutschen Forschungsgemeinschaft und der Universität Konstanz die Arbeitsbibliothek von Alfred Schütz erworben. Die 3000 Bände umfassende Bibliothek, die nach Schütz' Tode in seiner New Yorker Wohnung erhalten blieb, wurde bereits nach Konstanz überführt.

Sie deckt ein breites Spektrum wissenschaftlicher Gebiete ab, beginnend mit der deutschen, österreichischen, französischen und englischsprachigen Philosophie, Soziologie, Wirtschaftswissenschaft, Jura, Psychologie und Geschichte über Sprachwissenschaft, Kulturanthropologie und Ethnographie bis zu Kunst-, Literatur- und Musikgeschichte sowie politischer Zeitliteratur.

Der Korpus der Bibliothek stellt einen organisch gewachsenen Bestand dar, der während Schütz' Wiener Zeit (etwa seit 1918), seines Pariser Aufenthalts und während seines Wirkens in den USA

zusammengetragen wurde. Insbesondere während der Wiener und der Pariser Phase sind Bücher hinzugekommen, die heute kaum noch greifbar sind (so etwa Werke der Wiener ökonomischen Schule oder Bücher aus der frühen französischen phänomenologischen Bewegung).

Neben der eigentlichen Bibliothek wurde dem Archiv von den Erben zusätzliches Material aus dem Nachlaß von Alfred und Ilse Schütz überlassen. Dieses Material (etwa 10000 Seiten) enthält biographische und persönliche Dokumente, Vorlesungsmanskripte und Vorlesungsmitschriften, Korrespondenz, Arbeiten und Manskripte von Schütz' Schülern und Anhängern sowie eine umfangreiche Sammlung von Sonderdrucken, die A. Schütz zugeschickt wurden. Darüber hinaus erhielt das Archiv auch eine Sammlung wissenschaftlicher Zeitschriften, zum Teil – ähnlich wie die Sonderdrucke – annotiert. Aus dem Nachlaß von Ilse Schütz, der Ehefrau und Witwe, bekam das Archiv